

(Nachdruck verboten.)

15] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Als Gianni heimkehrte, fand er die „Kopfnuß“ in der Tür der Bude auf Posten stehend und ihn erwartend. Er hatte in den letzten Tagen schon mehrfach bemerkt, daß sie mit ihm zu sprechen wünschte, allein sie hatte im betreffenden Moment immer wieder mit ihren Worten zurückgehalten. „Ah Sie sind es endlich, Herr Gianni,“ begann sie jetzt; „Sie sind heute Morgen lange ausgeblieben . . . ich wollte . . .“ sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie mit verlegener Miene fort: „Die Sache ist mit einem Wort die, daß, wie es heißt, gegenwärtig die weiblichen Wilden sehr beliebt sind . . . daß das hübsche Geld einbringt . . . Da habe ich mich denn erkundigt, was dabei zu tun ist . . . es ist wirklich nicht so sehr schlimm, wissen Sie . . . rohe Süßner essen . . . und was mich betrifft, ich bin nicht stolz . . . für Sie würde ich welche essen . . . und auch Zigarren.“

Gianni blickte sie an. Die „Kopfnuß“ errötete; in das Dunkel ihres lohfarbenen Teints stieg das verräterische Zeichen eines geheimen zärtlichen Gefühls für ihren jungen Direktor, das sie tief in sich verborgen gehalten. Das arme Mädchen, in ihrer hingebenden Liebe nach einem Mittel suchend, das Geschäft der Vescapés zu heben, war bereit, ihren Ehrgeiz als erste Drahtseiltänzerin des Hauses zum Schweigen zu bringen und in hochherziger Selbstverleugnung auf die niedrigste und untergeordnetste Stufe ihrer Sphäre hinabzusteigen: Verzehrerin von rohen Süßnern und Zigarren zu werden.

— „Meine arme „Kopfnuß“, ich danke Dir!“ versetzte Gianni, indem er sie mit feuchten Augen in die Arme schloß: „Du, ja Du liebst die beiden Brüder wirklich . . . aber in diesem Augenblick habe ich das Geschäft verkauft, und sieh' dort, da kommt Le Recoussu, um es in Besitz zu nehmen . . . Natürlich ist es nur ein Wechsel des Direktors, es bleibt alles beim Alten . . . aber wenn Du je einmal so etwas wie zehn Frank gebrauchst und noch ein Goldstück bei den Vescapés zu finden sein sollte, so erinnere Dich, daß es eine Post gibt, um zu schreiben . . . Frisch auf! keine weiche Klüftung! . . . Tu' meine und meines Bruders Sabseligkeiten in den Holzkoffer, und rasch, denn wir reisen noch heute ab, sofort . . . und jetzt werde ich gehen, Le Recoussu die Schlüssel zu dem Kram zu übergeben.“

Gianni kehrte nach Verlauf einer Stunde zurück, nahm den Koffer auf die Schulter, sagte zu Nello, der über diese plötzliche Abreise erstaunt war: „Se, Bruderherz, nimm den Kasten mit der Violine, und vorwärts zur Eisenbahn nach Paris!“

Ein letzter Händedruck an die alten Gefährten, und sie gingen fort, beide nach einer Entfernung von zwanzig Schritten sich, einem gemeinsamen Antriebe gehorchend, noch einmal zurückwendend nach der Maringotte, wie Leute, die von ihrem Vaterhause scheiden, und die, bevor sie es auf immer hinter sich lassen, den Mauern, in denen sie geboren und in denen ihre Dahingegangenen gestorben sind, mit den Augen ein langes, langes Lebenswohl sagen.

Im Eisenbahncoupe hub der ältere Bruder zu dem jüngeren an: „Sag' Nello, nicht wahr: Du fandest es nicht sehr ergötzlich, beständig in der Provinz umherzuziehen, Dich beständig auf elenden Märkten abzuquälen?“

„Was mich betrifft,“ erwiderte der jüngere Bruder einfach — „was mich betrifft . . . wärst Du geblieben, wär' ich auch geblieben . . . Du gehst, und natürlich gehe ich mit. Gingest Du nach Hinterindien, nun, so ging' ich auch nach Hinterindien . . . und wahrhaftig, ich müßte ja nicht wissen, daß Du stets das Beste im Auge hast, wenn es nicht so wäre.“

„Ganz recht, ich weiß es,“ fuhr der ältere Bruder fort, „und deshalb waren Auseinandersetzungen überflüssig . . . doch tut nichts, hier sind sie! Unsere Geschäfte . . . sie gingen nicht zum besten . . . aber es war nicht das, was mich zu dem Verkauf bewog . . . ich habe für uns beide einen Plan im Kopf . . .“ und Gianni, einen Augenblick zersireut mit den Fingern auf die Holzbank ohne Lehne in dem

Coupe dritter Klasse trommelnd, fügte hinzu: „Nun, wir werden heute Abend in Paris sein . . . morgen werde ich mich bemühen, Engagement im Zirkus für uns zu finden . . . dort werden wir weiter sehen.“

Nach diesen Worten hülfte er sich bis nach Paris schweigend in die Wolken seiner Pfeife, während Nello, von dem Wechsel der Dinge unterhalten, wie ein Kind, und von Stolz erfüllt über die Aussicht, in einem Zirkus aufzutreten, vor lauter Glück beweglich, unruhig, den Schlummer seiner dicken apoplektischen beiden Nachbarn durch sein Schwaben, sein Vorbeugen zu dem Fenster, sein Aussteigen und Wiedereinsteigen auf jeglicher Station störte und sie zur Verzweiflung brachte.

Von der Eisenbahn fuhren die beiden Brüder nach einem kleinen Hotel der Rue des Deux-Ceuz, in welchem Gianni sich erinnerte, vor einer Reihe von Jahren, als er noch ganz klein war, mit seinem Vater logiert zu haben. Auf einer Treppe mit Holzgeländer stiegen sie bis zum fünften Stockwerk hinauf in ein kleines Zimmer mit so niedriger und ungleichmäßiger Decke, daß Gianni, als er ein frisches Hemd anziehen wollte, sich eine Stelle im Zimmer aussuchen mußte, wo dasselbe hoch genug war, daß er die Arme emporreden konnte.

Sie gingen bald aus, speisten bei dem ersten Weinhändler, den sie fanden, und begaben sich dann nach der Rue Montesquieu, wo sich jeder ein Wein Kleid und einen Paletot kaufte. Ebenso verfahren sie sich mit guten Stiefeln und mit Mützen.

Hierauf bestiegen sie einen Fiaker und ließen sich nach dem Zirkus fahren, lösten Villets zum ersten Platz und nahmen ihren Sitz, nach alter Gewohnheit der umherziehenden Künstler bei ihrer Anwesenheit in Zirkus, auf der linken Seite am Stallgange. Das Gas war noch niedergeschraubt, der große Stern von weißem Sande in der Mitte des schwarzen Manege noch nicht zertreten von den Schritten der mit der Peitsche nachgehenden Künstler in Stallmeisteruniform, und es war ein eigentümlich neuer Anblick für die Brüder, dieses ganze sorgfältige Detail und die elegante, subtile Vorbereitung zu einem equestrischen und gymnastischen Schauspiel in so vornehmerem Stile.

Das Publikum kam, der Raum fing an sich zu füllen. Einer der Reiter, der in den Brüdern an jenen gewissen kleinen Kennzeichen, welche den gymnastischen Künstler auch in „Zivil“ verraten: den wie im Equilibre schaukelnden Bewegungen, dem geschmeidigen Biegen des Oberkörpers in einem Paletot ohne Weste, dem Kreuzen der übereinander gelegten Arme mit den Ellbogen in den Händen ruhend, Leute „vom Geschäft“ erkannte, machte sich nach kurzer Zeit daran, sie anzureden, unterhielt sich mit ihnen, informierte sie und nannte ihnen die Stunde, zu welcher sie den Direktor des Zirkus antreffen würden.

Und die Vorstellung begann.

Gianni sah viel, ohne irgend etwas zu sagen. Was Nello betraf, so entschlüpfte ihm bei jeder einzelnen Nummer halblaute Ausrufe, wie: „Ah, das machen wir auch! — Wir! Du das machen, Gianni? — Das machen wir in vierzehn Tagen nach!“

Sie kehrten nach Hause zurück, unter einiger Mühe, ihr Hotel wiederzufinden, und nachdem sie sich ausgekleidet hatten, entschlüpfte Gianni dem Schwaben seines Bruders, das derselbe im Bett fortsetzte, indem er ihm sagte, daß er sehr müde sei und, sich nach der Wand umwendend, den Kopf in die Kissen vergrub.

Als Nello am folgenden Tage erwachte, überraschte es seinen Bruder, seine Pfeife rauchend, den Ellbogen auf das Fensterbrett des offenen Fensters ihres Zimmerchens gestützt und so in Gedanken verloren, daß er sich nicht einmal umwachte auf das Geräusch, das Nello beim Ankleiden machte.

Ein wenig neugierig, schickte sich dieser an, über die Schulter seines Bruders hinweg zu erforschen, was Gianni wohl an der Mauer dort gegenüber so sehr interessieren könne. Es war, durch einen Hof von fünfzehn Fuß Länge abgeteilt, eine Hausmauer, die mitfarben begann und ruffarben endete, und an der sich ihre ganze Höhe von fünf Etagen hinauf allerlei Anbauten, Anfügungen und Anhängsel zeigten, die aus dem gähnenden Loch des Hofes in den Tag und in das

Nicht hineingucken. Da war zunächst, oberhalb eines geschlossenen Ladens, der mit den mächtigen Eisenriegeln eines Gewölbes des Obetto zugesperrt war, eine kleine Galerie aus verfaultem Holz, auf der man mit einem zwischen Nachttöpfen mit zerbrochenen Fensteln ein Blumenbukett in einer Milch-Tanne von weißem Blech zu Gesicht bekam. Auf dem bemoosten grünlichen Ueberdach der kleinen Galerie und die ganze Breite des Hofes entlang war aus Latten und alten Weinspalieren ein ungeheurer Käfig für Kaninchen angebracht, deren weißes Gehäusche zwischen Himmel und Erde sich von einer rot angestrichenen Hinterwand abhob. Höher hinauf hielten Fenster von jeglicher Gestalt, von jeglichem Alter und regellos wie nur durch den Zufall in die Mauer hineingebrochen, hinter den Maschen von Netzen aus dicke Bindfäden kleine Gärtchen von bescheidenen Blumen, die in Bretterkästen wuchsen, vor dem Himinterstürzen geschützt. Noch höher hinauf war ein großer Weidenkorb, wie man sie zum Wärmen von Badewäsche benutzt, an der Mauer aufgehängt, den sein Eigentümer in einen Käfig umgewandelt hatte, in welchem eine Elster flatterte. Ganz oben endlich, neben einem Lufenfensterchen und in der Nähe einer bleiernen Regengasse, trocknete auf einem ausgepaanten Bindfaden ein gewaschenes Saconettkleid mit rosa Punkten.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Vom Bau und von der Entstehung der Geschlechtszellen.

Von C. Thesing.

In dem Körper jedes höheren, vielzelligen Lebewesens lassen sich zwei Arten Zellen unterscheiden, die man als Körper- oder somatische Zellen und als Keim- oder Geschlechtszellen unterscheidet. Während die somatischen Zellen in ihrer sehr verschiedenartigen Ausbildung als Nerven-, Muskel-, Bindegewebs-, Blut-, Epithel- oder Knochenbildungszellen den Körper mit seinen Organen und Geweben aufbauen und ausschließlich für die Erhaltung des Individuums zu sorgen haben, bringen die Geschlechts- oder Keimzellen den Tiere selbst keinen direkten Nutzen. Ihre Aufgabe ist eine höhere, sie stehen im Dienste der Fortpflanzung und sorgen für die Erhaltung der Art auch über den Tod des Einzelwesens hinaus. Die Keimzellen treten uns in zwei verschiedenen Formen oder Geschlechtern, als Eier und als männliche Samenfasen, entgegen.

Es ist wohl begreiflich, daß sich bereits seit langer Zeit das Interesse zahlreicher Forscher ganz besonders auf das Studium der Geschlechtszellen richtete, da wir ja in den Eiern und Spermatozoen (Samenfasen) die Zellen vor uns haben, durch deren im Befruchtungsakte erfolgende Vereinigung der Grundstein zu einem neuen Lebewesen gelegt wird. Wie es die Verschiedenheit, allein schon in den Größenmaßen, bedingt, waren die tierischen Eier bereits lange bekannt, bevor die männlichen Samenfasen entdeckt wurden.

Ganz allgemein herrschte bei den Forschern des 17. bis 18. Jahrhunderts der Glaube, daß in dem Ei bereits das vollständige Tier mit allen seinen verschiedenen Organen, gleichsam als ein winziges Naturbildchen, vorgebildet enthalten wäre. Der Befruchtung sollte weiter keine Bedeutung zukommen, als daß sie den Anstoß zum Wachstum und zur Metamorphose dieses kleinen Tierleins gäbe. Man bezeichnete diese Lehre als Präformationstheorie.

Einen eifrigen Verteidiger fand diese Meinung namentlich in einem bekannten italienischen Physiologen und Physiker, dem Abbé Spallanzani. Bei seinen schönen Untersuchungen über die Entwicklung der Frösche beobachtete dieser Forscher, daß sich der junge Frosch durch Umwandlung aus der Kaulquappe bilde, diese aber direkt aus dem Ei hervorginge. Also, war sein Schluß, müsse in dem Ei selbst bereits ein kleines Fröschlein enthalten sein, denn etwas Neues könne nicht von selbst entstehen. Da nun ferner, wie der Augenschein lehrte, das befruchtete Ei genau so aussieht wie die unbefruchteten, die noch am mütterlichen Eierstock haften, so müßten auch diese bereits junge Frösche enthalten. Ja in der Weiterverfolgung dieser Idee gelangten die Forscher sogar zu der Vorstellung, daß in diesen Keimen schon wieder die Anlagen zur nächsten und den folgenden Generationen vorgebildet wären. Auf den Menschen übertragen bedeutete das nichts anderes, als daß „Eva“ in ihren Lenden bereits alle Menschengeschlechter getragen hätte, welche je auf Erden gelebt haben und in aller Zukunft noch geboren werden. Eine gewisse Schwierigkeit erwuchs den Anhängern der Präformationstheorie, als im Jahre 1667 ein junger Student der Medizin, ein Schüler des berühmten holländischen Anatomen und Zoologen Antonius van Leeuwenhoek in der Samenflüssigkeit eines an Gonorrhoe erkrankten Mannes winzige, an Kaulquappen erinnernde, lebhaft bewegliche „Tierchen“ entdeckte. Anfangs wurde diesem Befunde keine besondere Bedeutung beigelegt. Man hielt die „Samenwürmchen“ für Parasiten, die in der Samenflüssigkeit jamarokten. Doch Leeuwenhoek selbst

gab sich mit dieser einfachen Erklärung nicht zufrieden, er forschte der Entdeckung seines Schülers weiter nach, und bald gelang es ihm mit Hilfe seiner scharfen Linse, nicht nur bei zahlreichen gesunden Männern, sondern auch bei anderen Säugetieren, Vögeln, Fröschen, Insekten und Muscheln in der Samenflüssigkeit ganz ähnliche „Würmchen“ aufzufinden. Das konnten doch nicht gut Parasiten sein, die so allgemein vorlamen; das müßten doch wohl wichtige organische Teile des Tierkörpers selbst sein. So bildete sich mehr und mehr die Ansicht heraus, die Samentierchen wären die eigentlichen Keime der Tiere. Ja, man schob sogar erheblich über das Ziel hinaus, das Ei verlor seine Bedeutung, es sollte jetzt nur noch aus totem Nährmaterial bestehen, auf dessen Kosten die Samenfasen lebten und zu fertigen Tieren heranwuchsen. Wir sehen hier wieder die alte Vorstellung des Aristoteles lebendig werden, derzufolge der weibliche Körper, trivial ausgedrückt, nur der Brutschrank war, in welchem sich der männliche Bildungstoff entwickelte, ohne daß der Frau ein nennenswerter Einfluß auf die Ausgestaltung der heranwachsenden Frucht zukäme.

Immer noch im Banne der Präformationstheorie, glaubte Leeuwenhoek, daß in den Samenfasen das fertige Tier bereits enthalten wäre. Ja, Anhänger seiner Lehre behaupteten sogar, das winzige Menschlein in den Samenfasen gesehen und unter dem Mikroskop seine Häutung und Weiterentwicklung verfolgt zu haben. Wenn auch diese Behauptungen — standen sie doch zu sehr mit allen Tatsachen im Widerspruch — bald heftige Angriffe erfuhren, so herrschte über die wahre Natur der Spermatozoen noch bis in das 19. Jahrhundert hinein völlige Unklarheit. Erst die Aufstellung und Begründung der Zellentheorie (vergl. Naturwissenschaftliche Uebersicht vom 20. Februar 1906) warf auch in dieses dunkle Gebiet ihre klärenden Strahlen und ließ Eier und Samenfasen als das erkennen, was sie sind, als normale Zellen.

Bei den meisten tierischen Eiern tritt der zellige Bau sehr deutlich hervor. Wenn wir z. B. das Ei eines Menschen unter dem Mikroskop betrachten, so sehen wir sofort, daß wir eine einfache Zelle vor uns haben, die wie jede andere Körperzelle aus dem Zelleibe — Protoplasma und dem Zellkerne — Nucleus besteht. Außerdem erblicken wir noch eine breite, durchscheinende Hülle, die als schützender Mantel das ganze Ei umgibt. Es ist überraschend, wie ähnlich die Eier zahlreicher niederer Tiere gebaut erscheinen. Ja, dem ungeübten Blicke wäre es kaum möglich, die Eier mancher Stachelhäuter von einem Menschenei zu unterscheiden. Andere Eier, z. B. die mancher Schwämme oder unserer kleinen Süßwasserpflanzen, erinnern unmittelbar an die niedersten Urtierchen, die Amöben, und besitzen wie diese die Fähigkeit, ihre Form zu verändern und mit Hilfe von protoplasmatischen Scheinfüßchen selbständige Ortsbewegungen auszuführen. Das sind aber immerhin Ausnahmen. Die normale Gestalt für die Eizelle ist die Kugelform oder ein sanftes Oval.

Die Größenverhältnisse der Eier der verschiedenen tierischen Arten schwanken in sehr weiten Maßen. Während die Eier der Säugetiere im allgemeinen recht klein sind — das menschliche Ei z. B. erreicht nur einen Durchmesser von etwa 0,05 Millimeter, mit bloßem Auge würde man es also gerade noch als winziges Pünktchen erkennen —, erreichen Vogeleier, ich erinnere an Hühner, Strauße oder gar die riesenhaften ausgestorbenen Lepornithiden Madagaskars, einen Durchmesser von 10, 20, ja 40 Zentimeter und fassen einen Inhalt bis zu acht Liter. Diese gewaltigen Unterschiede in der Größe haben ihre Ursache in den verschiedenen Lebensschicksalen. Während nämlich die Säugetiereier ihre Entwicklung im mütterlichen Körper und im engsten Zusammenhang mit diesem durchlaufen, der heranwachsende Embryo daher seine Nahrung fortwährend aus dem Blutkreislaufe der Mutter erhält, wächst und entwickelt sich der Vogelembryo ausschließlich auf Kosten des bei der Eiabstufung in der Schale mitgeführten Nahrungsdotters. So besteht denn auch das Vogelei hauptsächlich aus Nährmaterial, während die eigentliche Eizelle auf die kleine, dem Dotter aufliegende Keimscheibe beschränkt ist.

Wenden wir uns jetzt dem Bau der männlichen Geschlechtszellen zu, dann finden wir bei den meisten ein ganz abweichendes Aussehen. Niemand würde wohl in diesen fadenförmigen, lebhaft beweglichen Gebilden einfache Zellen vermuten. Der Grund dieses abweichenden Aussehens liegt vor allen Dingen in der äußerst geringen Menge Protoplasma, mit der die reifen Samenfasen ausgerüstet sind. Der zweite Grund ist darin zu erblicken, daß hier die verschiedenen Zellteile, vor allem der Kern und ein anderes kleines Gebilde, das sogenannte Zentralkörperchen, ganz bestimmte Nebenaufgaben übernommen und sich dementsprechend umgewandelt haben. Während das Ei vor allen Dingen mit reichem Nährmaterial für den heranwachsenden Embryo ausgerüstet werden mußte, kam es hier darauf an, leicht bewegliche Zellen in größtmöglicher Zahl zu schaffen, die schwimmend leicht und sicher den oft recht weiten Weg (man denke nur an Tiere, die ihre Geschlechtsprodukte einfach ins Meerwasser entlassen, wo dann erst die Befruchtung stattfindet) zur Eizelle zurückzulegen vermöchten. Nur unter diesem Gesichtswinkel ist der abweichende Bauplan der beiden Arten von Geschlechtszellen überhaupt erklärlich, und es ist erstaunlich, eine wie vollkommene Anpassung an die verschiedenen Lebensbedingungen die Natur hier erzielt hat.

Es ist nicht möglich, den Bau eines Samenfadens zu beschreiben ohne Kenntnis der Geschichte seiner Entstehung. Wie die Entwicklungsgeschichte lehrt, hat auch jedes Spermatozoen in seiner Jugend

das Aussehen einer gewöhnlichen Zelle. Der kugelige Körper besteht aus Protoplasma, in dessen Innern wir einen normalen Kern und das unscheinbare Zentralkörperchen erblicken. Beim Heranwachsen jedoch wird der größte Teil des Zelleibes abgestoßen, der Kern verliert seine Kugelgestalt, streckt sich stark in die Länge und wird zum Kopfe des jungen Samensfadens, das Zentralkörperchen tritt mit dem Kern in Verbindung und wächst sich zu dem sogenannten Hals- oder Mittelstück des Spermatozoens aus, während sich der Rest des Protoplasmas zu dem langen und dünnen Schwanzfaden umbildet.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, der bei einigen Tierarten vorkommenden, abweichend gebauten Spermatozoen zu gedenken. Da beanspruchen zuerst die Samensäden der meisten Krebstiere Erwähnung. Hier bemerkt man nichts von einem dünnen, fadenförmigen Bau. Wo ist die leichte Beweglichkeit? Plump und unbeholfen liegen diese Keimzellen unter dem Mikroskop, sie haben noch vollständig den typischen, kugeligen Bau der Zelle (z. B. bei Daphniden - Wasserföhen) bewahrt. Wie kommt es, daß diese Spermatozoen nicht die vorteilhafte Fadenform erlangt haben? Nun, in diesem Falle war eine solche Ausbildung nicht notwendig. Bei diesen Tieren werden die Spermatozoen im Begattungsakt so nahe mit den Eizellen zusammengebracht, daß sie keiner erheblichen Beweglichkeit bedürfen und ein Verfehlen fast ausgeschlossen ist.

Kleines feuilleton.

Aus dem Leben eines Nordpolfahrers. Der Admiral Sir Francis Leopold Mac Clintock, dessen Tod soeben aus London gemeldet wird, hat sich in der Geschichte der Nordpolforschung einen Namen erworben, der nicht so bald vergessen werden wird. Das Kap Mac Clintock, die Mac Clintock-Insel erzählen dem Geographen von seinen kühnen Taten. Aber noch größeren Ruhm errang er als der Entdecker des furchtbaren Schicksals, das den berühmten Nordpolfahrer Sir John Franklin in der Nacht des ewigen Eises den Tod hat finden lassen. Mac Clintock hatte sich bereits als tüchtiger Seemann bewährt und weite Reisen unternommen, als er bei seiner Rückkehr nach der Heimat im Jahre 1848 die Augen der ganze Welt in angstvoller Spannung nordwärts gerichtet sah, da keine Kunde von der 1845 abgegangenen Nordpolar-Expedition Franklins in die zivilisierten Länder mehr dringen wollte. Bei der Hilfs-Expedition, die Sir James Ross zur Auffindung des Forschers unternahm, ging Mac Clintock als junger Leutnant mit und zeichnete sich bei der kühnen Schlittenreise aus, die Ross mit ihm zusammen unternahm. Nur karglich ausgerüstet, wagten sich die beiden in unbetretene Gebiete und entfernten sich unter den schwersten Gefahren 40 Tagereisen weit von ihrem Schiff. Aber all ihre Anstrengungen waren vergebens. Die Erregung in England war unterdessen noch gestiegen, und ein neues Unternehmen wurde unter Kapitän Ommanney ausgerüstet, den Mac Clintock als erster Leutnant begleitete. Der Hauptpunkt dieser Expedition war wieder eine waghalsige Schlittenreise Mac Clintocks, auf der er das erste Winterlager Franklins auf der Insel Beechey entdeckte und 80 Tage lang mit nur sechs Mann 900 englische Meilen weit in Schnee und Eis nach Norden vordrang, bis zu dem westlichsten Punkte, den Parry 1820 von Osten aus in den arktischen Regionen erreicht hatte. Enttäuscht, aber nicht entmutigt mußten die Forscher wieder dem Pol den Rücken wenden, aber der unerschrockene Leutnant, der unterdessen zum Kapitän befördert war, drang auf einen dritten Versuch, der auch unter dem Befehl Sir Edward Belchers eingeleitet wurde. Hundert Tage lang führte Mac Clintock diesmal seine kühnen Schlittenzüge dem Pole zu, fast 1400 Meilen legte er zurück und kam bis zu dem nach ihm benannten Kap Mac Clintock, der Nordspitze des Prinz-Edwards-Landes und den Polynia-Inseln; aber von Franklin fand er keine Spuren. Die Behörden gaben alle Hoffnung auf; allgemein nahm man an, daß der Forscher sicher den Tod gefunden habe mußte. Nur die Gattin Franklins beharrte weiter in ihrem Eifer, eine neue Hilfs-Expedition zustande zu bringen, und ihr zur Seite stand Mac Clintock. Die Aufrufe der tapferen Frau verhallen nicht ungehört, durch Subskriptionen kamen 60 000 Mark zusammen und der Plan eines letzten Versuches wurde gefaßt. Die Ausrüstung fand den beschränkten Mitteln gemäß in bescheidenem Umfange statt; eine kleine Schraubenschiff von 177 Tonnen, die „Fox“, wurde für die gefährliche Reise hergerichtet und Mac Clintock übernahm das Kommando. Er wußte, daß er vermöge seiner Erfahrungen der einzige wäre, der dieses Rätsel auflösen könnte. Am 1. Juli 1857 segelte die kleine Yacht von Aberdeen ab, aber schon im August geriet sie in einer Höhe von 76 Grad in Packeis, so daß man für das Schicksal des wenig widerstandsfähigen Schiffes das schlimmste fürchten mußte. Drei Wochen lang suchten die Seefahrer unter den verzweifeltsten Anstrengungen das Schiff wieder in fließendes Wasser zu bringen, schließlich mußten sie sich in das Schicksal ergeben, eingezwängt in Eis den hereinbrechenden Polarwinter zu überstehen. Die „Fox“ trieb in diesen acht Monaten langsam und hilflos südwärts, in beständiger Gefahr, von einem Eisberg zermalmt oder in einem jähen Sturm zerschellt zu werden. Als es endlich wieder frei wurde, mußte Mac Clintock erst wieder in die Gegenden des Pols hinausschiffen und noch einen zweiten Winter im ewigen Eis verbringen. Erst im Frühling 1859 konnte er eine Schlittenreise organisieren, um verzweifelt und

fast aller Mittel schon entblößt, die umliegenden Gegenden zu durchforschen. Doch im Augenblick höchster Not und beginnender Verzweiflung krönte ihn der Erfolg, freilich ein trauriger, alle Hoffnungen vernichtender Erfolg. Er stieß auf Eskimos, die ihm von Franklin und seinen Gefährten erzählten; er fand die Urkunden auf, die Licht verbreiteten über ihr trauriges Geschick, und er entdeckte endlich auch Skelette, die keinen Zweifel mehr ließen über das entscheidende Ende dieses so groß begonnenen Unternehmens. Das Geheimnis der Franklin-Expedition war enthüllt; alle einzelnen Etappen ihres jähen Ringens mit Hunger und Kälte konnten rekonstruiert werden. Franklin selbst war schon 1847 gestorben, seine Gefährten hatten noch über ein Jahr lang weiter gelebt und weiter gehofft. . . Die „Fox“ und ihre mutige Mannschaft lief am 20. September 1859 in die Thetse ein. Mac Clintock wurde mit Ehren überhäuft und von vielen wissenschaftlichen Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Zwischen 1848 und 1859 hatte er an vier Versuchen, das Dunkel des Polarkreises zu lichten, namhaften Anteil genommen, hatte sechs Winter in Eis verbracht, mehr als 50 000 Meilen im Schlitten zurückgelegt, hatte im ganzen 7000 Meilen Küstenlinie erforscht und das Schicksal der Franklin-Expedition aufgeklärt, worüber er in einem 1859 erschienenen Buche ausführliche Rechenschaft ablegte.

Theater.

— Neues königliches Opernhaus (Gastspiel der Jane Hading): „La Rafale“, Drama in 3 Akten von Henry Bernheim. Nach der Komödie, Sarah Bernhardt und Ennane Després hat nun auch Jane Hading, ein vor Jahrzehnten bereits gefeierter Pariser Theaterstern, Berlin zu einem Gastspiel aufgesucht. In ihrem Programm sind Briefe französischer Dramatiker, von Dumas, Capus, Bourget, Prévost abgedruckt, die übersiejen von galantem und enthusiastischem Lobe. Ihr Spiel in Bernheims Drama ließ diesen Ton darbarbarer Anerkennung begreiflich erscheinen. Die grobe Spannung, auf die das Werk mit allen Zwangsmitteln französischer Bühnentechnik und Deklamation hinarbeitet, vergeistigt sich, so lange man sie auf der Bühne sieht. Die hohe, elastische Gestalt, die feinen Züge des träumerisch weichen Gesichtes wirken noch immer mit dem Reiz der Jugendlichkeit. Die Leise, von Augenblick zu Augenblick sich ändernde Bewegtheit der Mienen, das verlorene Lächeln, das zuweilen aufsperrt, erhöhen den eigenartigen Zauber, halten das Auge von Anfang an, noch ehe die Blitze der Leidenschaft aufleuchten, im Banne. Eine Steigerung der Anteilnahme bis zur Illusion war, von den Hemmungen jeder fremdsprachigen Aufführung noch ganz abgesehen, durch die Natur des Dramas ausgeschlossen; man vergaß nie, daß alles nur gemaltes Feuer war, doch die Kunst der Malerei war groß genug, die Lust am Schönen bis zum Ende stets von neuem zu erregen. — Helene de Wregebel, die Bernheim'sche Heldin, erfährt von ihrem blaublütigen Bräutigam, daß er über eine Million ihm anvertrauten Geldes verpielt habe. Im Drang, dem Angebeteten, dessen Herrlichkeit durch eine solche kleine Unterfällung nicht gelamäert werden kann, zu helfen, offenbart sie sich schließlich ihrem Vater, einem reichen Streber, der sie in eine Konventionzede hineinvertrieben und nun, um den Skandal des Ehebruchs geräuschlos aus der Welt zu schaffen, die lumpigen Sechshunderttausend begleichen will, wenn sich der ahealteste Spieler verpielt, aus Frankreich zu verschwinden. In dieser Szene, in der aufschimmernde Hoffnung in Angst, Jörn, Flehen, verzweifelte Empörung umschlägt, spielen alle Register Hading'schen Virtuosenstums mit glänzender Bravour zusammen, aber stärker noch und länger in der Erinnerung nachhallend war der schlichte Ausdruck schmerzlicher Bärtlichkeit nach dem Erkenntnis des Geliebten gewesen. Sie schiebt zu ihm aus dem elterlichen Hause. Der letzte Akt bringt etwas wie eine Apotheose dieses Gentleman, der als Träger eines alten Stammbaumes wohl unterzogen, aber unmöglich solche Bedingungen annehmen kann. Seine Ehre verlangt einen Pistolenschuß, den er lorrert vollführt.

Neue freie Volksbühne (Deutsches Theater). „Um die Zukunft“, Drama von Wilhelm Holzamer. Wenn doch der Dichter diesen Tag noch erlebt hätte! Seinen Ehrentag; denn als solch einen hätte er ihn beweiht. Und er würde hieraus fruchtbarere Nutzenwendungen für sein ferneres Schaffen gezogen haben. Vielleicht hätte er's bei diesem einzigen Schritt auf die Bretter genug sein lassen, wo der Dornen und Disteln so viele sind. Vielleicht aber würde ihn der Erfolg zu einem zweiten Waffengang ermutigt haben. Damals, und gerade für das vorgenannte Drama, empfand er es als eine Notwendigkeit, sich einen Stoff vom Herzen herunterzuwälzen, der ihn lang genug gequält haben mochte. Ein dramatisches Erlebnis aus dem Schulstreit in Hessen: ein dörfliches Lehrerdasein; zwar nicht von heute, sondern an die fünfzig Jahre zuvor — aber doch auch ein Kulturbild aus der Gegenwart, weil der Konflikt zwischen Kirche und Schule noch jetzt genau so brennend geblieben ist, wie Anno dazumal. Ob Kultusminister und Bischöfe wechseln, ist im Grunde gleichgültig — wenn nur das System Bestand hat. Holzamer's Lehrerdrama spielt nun um die Reaktionsperiode herum, in der ein Wilhelm Ketteler auf dem Mainzer Bischofsstuhl saß. Da fühlte sich die katholische Pfaffenheit im Hessenland besonders mächtig. Unter der Lehrerschaft aber brante das 1848/49 entfaltete Feuer heimlich weiter — trotz aller kirchlichen Bevormundung und trotz jeglicher Entrechtung der

Schule durch die Behörde. Es standen eben noch Lehrer im Amte, die vom Sturmjahre her die Ideale der Demokratie mit der Forderung nach Befreiung der Schule vom kirchlichen Regiment lebendig erhalten hatten. Einer dieser Kämpfer ist Andreas Krafft. Sei 28 Jahren steht er im Amte; und genau so lang ist er sich stets der verantwortungsreichen Pflicht und Aufgabe eines wahrhaften Jugendbildners und Volkserziehers bewußt geblieben. Die Schüler lernten was Tüchtiges bei ihm; er war immer bestrebt, ihnen Wissenschaft zu geben, die sie fürs Leben brauchen konnten. Krafft hat über der Pflicht aber auch nicht des Rechts vergessen, das der Schule gegenüber der Kirche gesetzmäßig verbrieft ist. Da nun ein Mann, der es so ernst nimmt, der nicht rückwärts sondern vorwärts schaut, weder heuchelt noch scharwenzelt, vom Ortsgeistlichen, zumal, wenn dieser dein Lehrer wie der Schule als Aufsichtsbehörde vorgekehrt ist, arglistig auf den „Kieker“ genommen wird, erhebt ohne weiteres. Konflikte können da nicht ausbleiben. Es kriselt auch bereits. Ein Kollege flüchtet sich nach Amerika, um niederträchtigen Verfolgungen zu entgehen. Auch an Krafft wird man kommen. Der Pfarrer ist ihm schon lang auffässig, schürt die Verleumdung im geheimen, ärgert den Lehrer und intigiert. Krafft hält es für unzumutbar, sich zu verteidigen, notwendig und ersprießlich allein erachtet er's, sich in einer Eingabe vor der Regierung zu rechtfertigen. Der Pfarrer jedoch pariert den Schlag. Der Bischof selbst kommt, um die Krafft unterstellte Schule zu „prüfen“. Natürlich kann für den Lehrer das Resultat dieser Visitation nur vernichtend sein. Er soll das Protokoll darüber unterschreiben. Täte er das, so würde er sich dem Pfarrer auf Gnade und Ungnade übergeben. Tut er's aber nicht, dann verliert er sein Amt. Krafft kämpft lange mit sich. Die Frau lamentiert; Familienrücksichten und Gewissenspflicht halten sich schroff die Wage. Und Krafft verweigert die Unterschrift! Flug wird er abgesetzt! Noch ist er ja nicht verlassen. Er hat seine star! Anhänger unter den Ortsinsassen und bei den Kollegen. Sie erwarten jetzt, daß er sich an ihre Spitze stelle. Zwischen den Parteigängern des Pfarrers und denen Kraffts kommt es zu einem Kravall mit Dreckschlegeln und Steinwürfen. Krafft bleibt fest. Er hat erkannt, daß die Befreiungssache der Schule kein Dorfstreit und keine Lehrer-, sondern eine Volkssache ist. Die kann aber nicht von heute auf morgne gelöst werden. Aufklärung, Bildung von unten herauf muß die Parole für Schule und Lehrerschaft sein. Das ist der Kampf, den beide um ihre Zukunft auszufechten haben. Diese Zukunft wird mit dem Tage losbrechen, an welchem die Schule vom Kirchenregiment befreit ist. — Holzamers Drama ist mehr als Otto Ernsts „Fischmann“. Es wirft weite Perspektiven; es erhebt die Schulfrage zu einer sozialen Frage; es streut tiefwühlende Gedankenfaat. Der Dichter stellt Menschen hin. Und wenn ihm im technischen Aufbau des Ganzen noch Schwächen unterlaufen, wenn auch manches nicht glücklich motiviert zu sein scheint: — er verstand es jedenfalls, schlagfertige Diskussionen zu führen, Konflikte zu schürzen, stark dramatisch bewegte Situationen zu geben und überhaupt das Interesse bis zum Schluss in hoher Spannung zu erhalten. Dem Stücke wurde eine geradezu glänzende Darstellung zuteil und es ließ sich hier wieder einmal sehen, was wirkliche Bühnenkunst ist und was das Schauspielensemble des Deutschen Theaters zu leisten vermag! e. k.

Musik.

Als für Dienstag und Mittwoch der Berliner Volksschor das Oratorium „Die Schöpfung“ von Joseph Haydn angekündigt hatte, mochte wohl mancher an alten Jopf und an die Weltfremdheit denken, an welche der unglückliche Name „Oratorium“ erinnert. Nur war es gar nicht erst nötig, auf den glänzenden Erfolg zu warten, den wir Dienstags bei der ersten von den zwei Aufführungen mit Freuden feststellen konnten. Seit jenes Meisterwerk in den Jahren 1798 und 1799 zum ersten Mal aufgeführt worden, steht es nicht nur als ein einzigartiges klassisches Werk da, sondern hat auch einen großen Teil des Lebens unserer gemischten Chöre in seinem Gefolge gehabt. Wir sprechen von „klassisch“ und verstehen darunter die Eigenschaft einer Leistung, sich über Zeit und Ort als ein Vorbild für alle Zeiten und Orte zu erheben. Wer heute, nachdem nicht nur eine lange, sondern auch eine überaus mannigfaltige Periode der Musikgeschichte vergangen ist, das Werk hört, wird wohl den bestimmten Eindruck haben, daß es heute und nach Jahrhunderten ebenso zum Herzen spricht, wie es seinerzeit gesprochen hat. Noch mehr: Ueberaus viel von dem, was seither über Haydn hinaus geschaffen worden ist, liegt dort schon angedeutet oder selbst ausgeführt vor. Modernste Interessen finden sich in der Einleitung befriedigt, die das Chaos so überzeugend schildert — und nicht minder in der Kunst des Meisters, die Instrumente selbständig reden zu lassen, einschließend der erst in neuerer Zeit häufigeren Verwendung von drei statt bloß zwei Flöten zur Schilderung des paradiesischen Eglückes. Und was die sogenannte „zoologische Arie“ oder „Tierarie“ sowie andere Stellen der Naturschilderung an musikalischer Malerei bringen, wird heute vielleicht mit einem weit größeren Aufwande von Mitteln kaum wieder erreicht. Allerdings fehlte dem „Vater Haydn“ bei all seiner einzigartigen Größe doch etwas. Er hatte persönlich, trotz aller recht trüben Erfahrungen, ein so optimistisch zufriedenes Gemüt, daß wir in seinen Werken schließlich doch

die Welt des Unglücks, des Zweifels, der Zerrissenheit usw. vermischen. Musikalisch spiegelt sich dies wieder in dem geringen Gebrauche von Dissonanzen, in der Vorliebe für elementare Harmonien und in dem vorwiegenden Gebrauche von Ganztonstufen ohne viel kleine Halbtonstufen, ohne das sogenannte „Chroma“. Dazu gehört nun auch eine Einförmigkeit, zumal in den Arien, die aber gerade von einer solchen ursprünglichen Melodienkraft sind daß man leicht ohne Ermüdung bis zum Schlusse des langen Wertes aushält.

Wir werden noch etwas wie eine Haydn-Renaissance bekommen. Ist er doch der einzige von allen ersten Musikmeistern, die noch immer durch keine Gesamtausgabe allgemein zugänglich gemacht worden sind! Erst jetzt ist eine solche in Angriff genommen worden; und sie wird beträchtlich erschwert durch die breite Produktivität des Meisters und durch die frühere Sorglosigkeit gegenüber musikalischen Urkunden. Dazu kommt noch, daß wir in Haydn heute nicht mehr den hauptsächlichsten Schöpfer der großen Musikperiode vom Ende des 18. Jahrhunderts sehen; die damalige Mannheimer Kapelle, voran J. Stamitz, hat weit mehr vorweggenommen, als man bisher dachte. Doch gilt dies hauptsächlich nur für den Bereich der Sonate und Symphonie, zumal in ihrem formalen Aufbau. Das Orchester, an dessen Behandlung durch unsere Meister wir ein so kostbares Gut besitzen, hat seine eigentliche Ausdruckskraft eben durch Haydn bekommen.

Um so störender ist es demnach, wenn bei einer Aufführung gerade das Orchester nicht mächtig genug ertönt. Diese Klage ist aber beinahe das einzige, was wir gegen die Aufführung durch den Berliner Volksschor auf dem Herzen haben. Mag daran immerhin die ungünstige Aufstellung der Plätze in einer Nische mit Schuld sein: die Hauptsache ist doch, daß unserem Volksschore die Zugiehung eines weit umfangreicheren Orchesters und reichere Gelegenheiten des Zusammenprobens gewährt werden sollten. Aus eigener Kraft hat allerdings der Chor enthaltende Verein mehr als alles getan, was von ihm erwartet werden könnte; und mit Recht weist sein Dirigent, Dr. E. Zander, auch auf dasjenige hin, was seinen Mitgliedern an musikalischen Vorteilen geboten wird. Fürwahr: das glücklichere Vorbild der Dresdener Volks-Singakademie mahnt energisch die dazu geeigneten Berliner Kreise, dem Volksschore durch zahlreichen Beitritt eine immer steigende Förderung von Kunst und von Kunstbildung zu ermöglichen.

Im übrigen bleibt für den Kritiker solcher Abende wenig zu sagen übrig. Daß von den Solisten der Tenor Rudolf Jäger durch besonderen Glanz und Darstellungsreichtum seiner Stimme wirkte; daß Marie Seiff-Kahmahr mit ihrer kleineren Stimme sich daneben vortrefflich hielt; und daß von dem Bass Friedrich Platschke gleiches zu sagen ist, nur mit der Warnung sich nicht zu übernehmen: das ist wohl alles, was noch an Einzelkritik über die insgesamt so gelungene Leistung gesagt werden kann. sz.

Humoristisches.

Dernburgs Mitbringsel.

Was ich euch bringe von der Reise,
Eindrücke sind das vorzugsweise.

Ra erstens Kaffee: schon faul faul!
Er kommt nicht fort in jener Zone;
Es sagt das deutsche Ledermaul
Von solchem Kaffee: Nicht die Bohne!

Baumwolle, Kautschuk, Hanf: na ja;
Die Sorte ist 'ne mittelgute;
Und Wasser ist zu wenig da,
Da hilft uns keine Wünschelrute.

Jedoch für Bahnbau: — Ideal!
Brägt euch das ein, ihr Volksvertreter,
Denn es gedeiht ganz kolossal
In Afrika: der Kilometer!

— Begründung. Bankier: Glauben Sie wirklich, Herr Oberst, daß das Automobil in einem Feldzuge von Nutzen sein wird? Oberst z. D.: Natürlich — alles was Menschen vernichtet ist im Kriege verwendbar. („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Ein Robert Blum-Denkmal befindet sich, wie der „Frankf. Zig.“ geschrieben wird, als einziges in seiner Art irgendwo in dem kleinen Nest Petteiweil in Oberhessen. Dort hatte Blum vor seiner Abreise nach Wien unter freiem Himmel eine Volksversammlung abgehalten, der viele Tausende bewohnten. Als der lähne Volksredner bald darauf auf der Brigittenau bei Wien für die Freiheit starb, errichteten ihm die dankbaren Petteiweiler zum ewigen Gedächtnis an seine letzte Rede, die er in Deutschland hielt, ein Denkmal, das sie seithe in pietätvoller Weise pflegten.

— Der nächste Internationale Tuberkulosekongress, der 1908 in Washington tagen soll, wird ein sehr inhaltsreiches Programm besitzen. Die Versammlung wird vom 21. September bis zum 12. Oktober abgehalten.